Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 27. 6. 1937 | Nr. 26

Der Tag von Versailles.

Der 28. Juni ist für uns alle — gerade auch für die Jugend in unserem Volk — ein doppelter Gedenktag erster Ordnung. An einem Tage mit diesem Datum wurde von nunmehr 23 Jahren der **Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand von Österreich-Este** zusammen mit seiner Gemahlin, Herzogin Sophie von Hohenberg, in **Serajewo ermordet**. Die Schüsse des serbischen Verschwörers Princip, denen das österreichische Thronfolgerpaar zum Opfer fiel, waren das **Signal zum Weltkrieg**, der Millionen blühender Menschenleben vernichtet und das Antlitz der Welt verändert hat, der aber zugleich als das gewaltigste Heldenlied deutschen Opfergeistes und deutscher Tapferkeit in das Buch der Geschichte eingegangen ist.

Auf den Tag genau fünf Jahre später wurde das **Friedensdiktat von Versailles** an derselben Stelle unterzeichnet, an der am 18. Januar 1871 die Gründung des Deutschen Reiches vollzogen worden war. Das Weltfriedensdiktat von Versailles setzte mit anderen Mitteln den Weltkrieg fort; es eröffnete die zweite Etappe der Weltkriegsrevolution. Auch jener Teil der Jugend im Volk, der damals noch nicht geboren war, steht unter dem Schatten von Versailles, ja viele ungeborene Geschlechter nach uns werden ihr Leben unter diesem Schatten antreten müssen, auch wenn die Welt heute schon wieder unter tausend anderen Gesetzen lebt als vor 18 Jahren.

Die nachstehend wiedergegebenen Tagebuch-Aufzeichnungen über den 28. Juni 1919 sind dem 1933 im Berliner Verlag S. Fischer in deutscher Sprache erschienenen Buch **„Friedensmacher 1919" (Peacermaking 1919)** von **Harold Nicolson** entnommen. Sie sind das oft zitierte Schlußkapitel in diesem interessanten Buch eines englischen Diplomaten, der an der Friedenskonferenz von Versailles als Mitglied der britischen Delegation vom ersten bis zum letzten Tag teilgenommen hat. Die deutsche Übersetzung verdanken wir Hans Reisiger.

Sonntag, 28. Juni 1919.

Der Tag von Versailles. Esse schon früh zu Mittag und verlasse das Majestic in einem Wagen zusammen mit Headlam Morley. Er ist Historiker, aber er hat eine Abneigung gegen historische Szenen. Abgesehen davon ist er ein feinfühlender Mensch und hat keine Freude daran, eine große Nation gedemütigt zu sehen. Ich, unbeschwert von solcher Abneigung und solcher Scheu, bin nur einfach aufgeregt.

Wir begegnen keinerlei Ansammlung, bis wir in Ville d'Avray ankommen. Aber hier sind Poilus an jeder Straßenkreuzung, die mit roten Flaggen winken und jeden anderen Verkehr stoppen. Als wir in Versailles einfahren, wird die Menschenmenge dichter. Die Avenue zum Schloß hinan ist mit Kavallerie in stahlblauen Helmen gesäumt. Die Fähnchen ihrer Lanzen flattern rotweiß in der Sonne. Im Ehrenhof, aus dem die erbeuteten deutschen Geschütze taktvoller Weise entfernt worden sind, stehen noch mehr Truppen. Einige Generale sind zu sehen, Pétain, Gouraud, Mangin, St. Cyriens sind aufmarschiert, sehr militärisch und stramm. Headlam Morley und ich kriechen hastig aus unserem Wagen. Kommen uns sehr bürgerlich und schäbig vor. Und gänzlich überflüssig. Wir eilen durch den Eingang. Pompös die Treppe hinan stehen die Republikanischen Garden — zwei Karyatiden auf jeder Stufe — die Säbel zum Salut erhoben. Das ist eine einschüchternde Angelegenheit, aber da sind auch noch andere Leute, die mit uns die Treppe emporsteigen. Headlam und ich werfen uns einen Blick zu. Seine schmalen, von Zigaretten gebräunten Finger machen eine wegwerfende Bewegung. Er ist kein Militarist.

Wir betreten die beiden Vorzimmer, unsere Füße versinken in dem dicksten aller Savonnerie-Teppiche. Sie haben die feinsten Stücke aus der Garde Meuble geplündert. Nie seit dem Grand Siècle ist Versailles prächtiger und eindrucksvoller gewesen. „Ich hasse Versailles", flüsterte ich Headlam zu. „Sie haßen was?" gibt er zurück, da er ein bißchen taub ist. „Versailles" wiederhole ich. „Oh", sagt er, „Sie meinen den Vertrag." — „Welchen Vertrag?" sage ich — und denke an 1871. Ich weiß nicht, warum ich dieses Gespräch berichte. aber ich behandle diesen Teil meines Tagebuches sehr sorgfältig. „Diesen Vertrag", erwidert er. „Oh", sage ich, „ich verstehe, was Sie meinen — den deutschen Vertrag." Und er wird natürlich nicht der Vertrag von Paris heißen, sondern der Vertrag von Versailles. „Alles zum Ruhme Frankreichs!"

Wir betreten den Spiegelsaal. Er ist in drei Teile geteilt. Drüben am andern Ende steht die Presse bereits dicht gedrängt. In der Mitte steht eine hufeisenförmige Tafel für die Bevollmächtigten. Davor, wie eine Guillotine, der Tisch, an dem die Unterzeichnung vor sich gehen soll. Er steht angeblich auf einer Estrade, aber wenn dem so ist, kann die Estrade höchstens ein paar Zoll hoch sein. Auf unserer Seite stehen Reihen und Reihen von Taburetts für die bevorzugten Gäste, die Abgeordneten, die Senatoren und die Mitglieder der Delegationen. Es müssen Plätze für mehr als tausend Menschen da sein. Das nimmt der Zeremonie alles Besondere und daher alle Würde. Es wirkt wie ein Konzertsaal.

Clemenceau sitzt bereits an seinem Platz unter dem schweren Deckenfries, als wir eintreten. „Le Roi" steht auf der Muschelverzierung hoch über ihm zu lesen, „gouverne par li u-même". („Der König regiert aus eigener Machtvollkommenheit.") Er schaut schmächtig und gelb aus. Ein zusammengekrümmter Homunkulus.

Mittlerweile kommen die Delegierten in kleinen Trupps herein und bewegen sich langsam auf die Mitte des Saales zu. Wilson und Lloyd George sind mit die Letzten. Sie nehmen ihre Plätze an dem Mitteltisch ein. Endlich ist der Tisch voll besetzt. Clemenceau wirft einen Blick nach rechts und links. Alles setzt sich auf die Schemel, plaudert jedoch weiter. Clemenceau gibt den Saaldienern ein Zeichen. Sie machen „Sch Sch! Sch!" Das Plaudern verstummt, und man hört nur noch hie und da ein Husten und das dünne Rascheln von Programmen. Die Protokollführer des Auswärtigen Amts begeben sich an ihre Plätze und machen auch „Sch! Sch!" Lautlose Stille tritt ein, gefolgt von einem scharfen militärischen Befehl. Die Republikanischen Garden am Eingang stecken blitzschnell ihre Säbel in die Scheiden. „Laßt die Deutschen eintreten!" sagt Clemenceau in die Stille hinein. Seine Stimme klingt wie von weither, aber scharf durchdringend. Dann wieder Totenstille.

Durch die Tür am Ende des Saales erscheinen zwei Huissiers mit Silberketten. Sie marschieren im Gänsemarsch. Hinterdrein kommen vier Offiziere, ein französischer, ein britischer, ein amerikanischer und ein italienischer. Und dann, abgesondert und bedauernswert, kommen die beiden deutschen Delegierten. Dr. Müller, Dr. Bell. Die Stille ist beklemmend. Ihre Schritte auf dem Parkettstreifen zwischen den Savonnerie-Teppichen hallen hohl im Doppeltakt wider. Sie halten die Blicke von diesen zweitausend sie anstarrenden Augen hinweggerichtet, zum Deckenfries empor. Sie sind totenbleich. Sie schauen nicht aus wie die Repräsentanten eines brutalen Militarismus. Der eine ist schmächtig, mit rötlichen Augenlidern: die zweite Geige in einem Kleinstadt-Orchester. Der andere hat ein Mondgesicht und sieht leidend aus: ein Privat-Dozent. Das Ganze ist höchst peinvoll.

Das große Einigsein.

Ihr armen Kinder meines Volks kommt her
Und wandert mit mir auf dem gras'gen Pfade,
Den frommer Lerchen Silberserenade
Mit Liebeslust umtönt, ins Roggenmeer.

Die Ähren hängen reif und demutschwer
Auf unser schmales, blumiges Gestade.
Ein herber Duft verkündet neue Gnade:
Des frischen Brotes bald'ge Wiederkehr.

Hier laßt uns ruhen und den Stimmen lauschen,
Die tief im Korn und unserm Blute rauschen.
Ganz langsam wächst das große Einigsein.

Einst wird der Mensch das wuchtende Gestein
Der großen Städte mit dem Felde tauschen,
Und alle werden wie ein Kornfeld sein.

Carl Siewert

Aus „Ruf der Erde" Gräfe und Unzer (Verlag) Königsberg Pr.

Sie werden zu ihren Stühlen geführt. Clemenceau bricht sofort das Schweigen. „Meine Herren", krächzt er, „die Sitzung ist eröffnet". Er fügt ein paar schlechtgewählte Worte hinzu. „Wir sind hier, um einen Friedensvertrag zu unterzeichnen. „Die Deutschen springen hastig auf, als er geendet hat, da sie wissen, daß sie als Erste unterzeichnen sollen. William Martin, wie ein Bühnenregisseur, bedeutet sie ärgerlich, sich wieder hinzusetzen. Mantoux übersetzt Clemenceaus französische Worte ins Englische. Dann geht St. Quentin auf die Deutschen zu und geleitet sie mit höchster Würde zu dem kleinen Tisch, auf dem der Vertrag ausgebreitet liegt. Allgemeine Spannung. Sie unterzeichnen. Allgemeine Entspannung. Gedämpftes Stimmengesumm setzt wieder ein. Die Delegierten erheben sich einer nach dem andern und schließen sich der Schlange an, die an dem Unterzeichnungstisch wartet. Mittlerweile kommt alles um den Haupttisch herumgeschwärmt, um Autogramme zu ergattern. Die Reihe der Bevollmächtigten, die darauf warten, an den kleinen Tisch heranzukommen, verdichtet sich. Es geht rasch. Die Beamten des Quai d'Orsay stehen um den Tisch herum, die Reihenfolge anweisend, und die Stellen, wo man zu unterzeichnen hat, und mit zierlichen kleinen Tintenlöschern löschend.

Plötzlich kommt von draußen der Donner von Geschützen, die Salut böllern. Sie verkünden Paris, daß der zweite Vertrag von Versailles durch Dr. Müller und Dr. Bell unterzeichnet worden ist. Durch die paar offenen Fenster dringt das rauhe Beifallsgeschrei einer fernen Menschenmenge. Und immer noch dauert die Unterzeichnung fort.

Man hatte uns darauf vorbereitet, daß es vielleicht drei Stunden dauern würde. Aber nun schien es einem, als hätte sich die Reihe der Anstehenden fast im Handumdrehen gelichtet. Nur noch drei, dann zwei, und schließlich nur noch ein Delegierter blieben übrigen, die noch zu unterzeichnen hatten. Kaum war der Name des letzten abgelöscht, als die Huissiers wieder ihr „Sch! Sch!" vernehmen ließen, daß allgemeine Gemurmel, das wieder eingesetzt hatte, jäh abschneidend. Noch einmal lautlose Stille. „Die Sitzung ist geschlossen!" rasselte Clemenceau. Nicht ein Wort mehr oder weniger.

Wir blieben noch sitzen, während die Deutschen abgeführt wurden, wie Sträflinge von der Anklagebank, die Augen noch immer auf irgend einen fernen Punkt am Horizont gerichtet.

Wir blieben auch noch sitzen, um die Großen Fünf vorbeizulassen. Wilson, Lloyd George, die Dominions, andere. Schließlich Clemenceau mit seinem witzig hüpfenden Gang. Painlevé, der zwei Plätze weiter vor mir gessen hatte, stand auf, um ihn zu begrüßen. Er streckte beide Hände aus und ergriff Clemenceaus rechten Handschuh. Er beglückwünschte ihn. „Ja", sagte Clemenceau, „das ist ein schöner Tag!" Es standen Tränen in seinen trüben Augen.

Marie Murat saß neben mir und hatte es mitangehört. „Sind Sie dessen sicher?", fragte ich sie. — „Keineswegs!" erwidert sie, da sie eine verständige Frau ist.

Langsam verzieht sich die Menge aus dem Saal, die Presse durch die „Rotonde", die anderen durch den Ehrensaal. Ich schlendere, mich an leeren Sesseln vorbeidrängend, langsam durch den Saal an ein offenes Fenster, das auf die Terrasse hinausgeht und auf den berühmten Blick von Versailles. Die Wasserkünste spielen geschwätzig. Ich schaue über den grünen Rasen weg zu der stillen Weite des offenen Landes hinüber. Die Wolken weiß in blau eilen über den Himmel, und ein Geschwader von Flugzeugen eilt ihnen nach. Clemenceau taucht aus der Tür unter mir auf. Wilson und Lloyd George treten zu ihm. Die Menge auf der Terrasse durchbricht den Truppenkordon. Die hohen Hüte der Großen Vier und die Uniformen der begleitenden Generale verlieren sich in einem Meer von gestikulierenden Armen und Händen. Zum Glück war es keine eigentliche Volksmenge, sondern bevorzugte Zuschauer. Ein Zug Militär erscheint und rettet die Vier. Als ich mich umwende, sehe ich Headlam Morley kläglich inmitten der wirren riesigen Leere des Spiegelsaales stehen. Wir reden kein Wort miteinander. Das Ganze ist zu widerlich gewesen.

Und so durch die Menge, die „Es lebe England!" schreit (denn unser Wagen führt den Union-Jack), und zurück ins Majestic, das uns jetzt ganz still und vornehm erscheint.

Unterwegs erzählte ich Headlam Morley, wie Tom Spring Rice vor Jahren einmal beim Premierminister zu einem Diner geladen war. Er war damals noch jung und schüchtern und obendrein kurzsichtig. Die anderen Gäste waren alle sehr erfolgreiche Politiker. Als die Damen nach oben gegangen waren, nahmen alle ihre Gläser mit Portwein und drängten sich um den Premierminister. Tom blieb verlassen sitzen. Ihm gegenüber am Ende des Tisches saß nur noch Eddie Marsh, ebenso verlassen. Eddie Marsh kam mit seinem Glas zu Tom hinüber und setzte sich neben ihn. „Erfolg", sagte er, „ist was Gemeines, nicht?"

Headlam Morley gab zu, daß Erfolg, wenn er betont wird, in der Tat etwas sehr Gemeines ist.

Nachher im Hotel große Feier. Wir werden mit Sekt regaliert auf Kosten der Steuerzahler. Es ist sehr schlechter Sekt. Gehe nachher noch auf die Boulevards hinaus.

Zu Bett, krank vor Lebensekel.

Polens Nationalheiligtum Wawel.

Auch August der Starke ruht in der Königskathedrale.

Zwischen der polnischen Staatsregierung und dem Krakauer Kardinalerzbischof Sapieha ist um die letzte Ruhestätte Piłsudskis im Krakauer Königsschloß ein ernster Konflikt ausgebrochen. Wir wollen deshalb den Wawel, der im Mittelpunkt des innenpolitischen Interesses in Polen steht, heute einmal besuchen.

Krakaus Wahrzeichen ist der Wawel, die hochragende Burg auf dem Kalkfelsen am Weichselufer. In ihr sind das alte polnische Königsschloß und die Kathedrale vereinigt. Da in ihr die polnischen Könige und die Nationalhelden der polnischen Geschichte ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, ist der Wawel in seiner Gesamtheit das Sinnbild einstiger polnischer Macht und Größe.

Nach der Wiederherstellung der Selbständigkeit Polens werden die frühmittelalterlichen Baulichkeiten des Königsschlosses nach und nach wiederhergestellt. Seitdem Józef Piłsudski im Tode seinen Einzug in den Wawel gehalten hat, werden diese Restaurierungsarbeiten beschleunigt. Unmittelbar mit der Königsburg verbunden ist die berühmte Kathedrale, deren vielfältige Stilmischungen den künstlerischen Gesamteindruck nicht schmälern.

In ihrem Innern birgt sie im Kranze zahlreicher Kapellen zwei von besonderer Bedeutung, die Sigismund- und die Leonhard-Kapelle. In jener ruhen die berühmtesten Könige des alten Polens, unter ihnen Kasimir der Große und Johann Sobieski, der Türkenbesieger. Ihnen zur Seite schlummert der polnische Freiheitskämpfer Koscinszko, der einst in Krakau das Signal zur Erhebung gegen die Russen gab. In einem silbernen Sarg sind die Gebeine des polnischen Schutzpatrons, des Heiligen Stanislaus, enthalten, der im Jahre 1070 ermordet wurde. In der Nähe der Sigismundkapelle befindet sich auch die Schatzkammer, die durch herrliche Goldschmiedearbeiten des Mittelalters berühmt ist.

Auch in der St. Leonhard-Kapelle, in die eine schmale steile Treppe hinabführt, stehen die Sarkophage polnischer Könige, Nationalhelden und Dichter. Hier ruht auch, was nur wenigen Deutschen bekannt sein dürfte, König August der Starke. In seinem Testament bestimmte er, daß sein Herz in Dresden verbleiben sollte, die übrigen sterblichen Reste wurden nach Krakau überführt und neben den polnischen Königen beigesetzt.

Inmitten dieser Zeugen polnischer Geschichte wurde nun vor zwei Jahren der Sarkophag des Marschalls Piłsudski aufgestellt. Um klimatischen Einflüssen von vornherein entgegenzutreten, wurden elektrische Heizapparate eingebaut, sodaß die Lufttemperatur stets auf gleicher Höhe gehalten werden kann. Im allgemeinen ist der Zutritt zur Königsgruft nicht frei. Nur bei besonderen Anlässen und bei Besuchen von Staatsoberhäuptern, Militärs usw. wird die Pforte zur Königsgruft geöffnet. Der Dualismus zwischen Staat und Kirche, der in den Besitzverhältnissen an Burg und Kathedrale zum Ausdruck kommt, bildet eine Konfliktquelle. Die Königsburg gilt als polnisches Nationalheiligtum. Man kann es daher verstehen, daß jetzt Stimmen laut werden, auch die Kathedrale zum Nationaleigentum zu machen. Dann werden Mißhelligkeiten wie die gegenwärtigen von vornherein unmöglich gemacht.

Vor 91 Jahren:

Ein Bromberger Seminarist schreibt an seine Eltern.

Der nachstehend mitgeteilte Brief gibt einen Einblick in das dürftige Leben eines Bromberger Seminaristen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Das Original befindet sich in einem Bromberger Familien-Archiv.

Bromberg, den 27. Juni 1846.

Geliebte Eltern!

Wäre ich gezwungen gewesen noch bis Michaeli in Posen zu bleiben, so hätte ich Sie, liebe Eltern, schon davon benachrichtigt; da ich aber, nachdem ich mich nur zwei Tage daselbst aufgehalten hatte, gleich nach Bromberg reiste, so wollte ich das Schreiben bis zu der Zeit verschieben, wo ich Ihnen meine jetzigen Verhältnisse ausführlicher mitteilen könnte.

Meine Reise von Kobylin nach Posen war, wie Sie schon mit Gewißheit ahnen konnten, recht glücklich. Dort in Posen hielt ich mich zwei Tage (Mittwoch und Donnerstag) auf, besuchte meine früheren Wohltäter und reiste Donnerstag abend um 9 Uhr, da ich von Wendt die Gewißheit hatte, hier bald unter vorteilhaften Bedingungen aufgenommen zu werden, nach Bromberg ab, wo ich Freitag nachmittag um 4 Uhr glücklich ankam. Das Postgeld von Posen bis Bromberg betrug 6 Rth. 3 Sg. Noch an dem Tage meiner Ankunft zog ich in's Seminar ein, wo mir alsbald eine Stube, Schlafstelle, ein Kleider- und Bücherschrank eingeräumt wurde.

Es gefällt mir, aufrichtig gesagt, hier recht gut. Freilich muß man so manche Bequemlichkeit entbehren; doch wenn man erst an thätiges Leben gewöhnt ist, so ist man gern mit dieser Lebensart zufrieden. Früh um 4 Uhr weckt uns die Glocke, Abends um 10 Uhr ruft sie uns wieder zu Bette. Der größte Theil des Tages wird in der Klasse zugebracht; die übrige Zeit wird auf's Lernen, auf Musik und Turnen verwandt. Nur von 8 bis ½10 Uhr Abends kann man ausgehen, wohin man will. Dies alles aber bekommt mir recht gut, denn ich bin Gott sei Dank gesund, dann verscheuchen aber auch Musik und Gesang, die fast immerfort mit einander abwechseln, meine immer mehr zunehmende Schwermuth.

Mit meinen Finanzen befinde ich mich schon jetzt in ziemlich gutem Zustande. Für die Zukunft habe ich noch viel größere Hoffnungen. Von Posen aus bekomme ich, wie Ihnen bewußt ist, monatlich 3 Thl., vom Seminar 1 Thl., und dabei habe ich bei Herrn Justizrath Vogel und bei Herrn Pastor Sernow wöchentlich 2 Tische. Die übrigen Tische werden sich mit der Zeit schon finden, und von Michaeli ab bekomme ich jedenfalls monatlich 6 Thl., kann mir dann also etwas ersparen: Schreibmaterialien nebst Büchern bekommt man hinreichend. Für Frühstück und Mittagbrot, wofür für alle Seminaristen außerhalb des Seminars schon gesorgt ist, zahlt man monatlich 3 Thl; am Abende muß man sich mit einem Stück Brote begnügen. — Schon jetzt nehme ich unter den Kollegen einen höheren Rang ein, die künftige Michaeli abgehen, und alle Lehrer (4 an der Zahl) haben mir gesagt, daß ich mich bis Michaeli über's Jahr bereits genug ausgebildet habe, um mit dem besten Zeugnisse abzugehen. Ich muß mich besonders während dieser 5/4 Jahre auf die Musik und die praktische Einübung der Lehrmethoden legen.

Gleichzeitig übersende ich Ihnen einen Revers, den jeder Seminarist nach seiner Immatriculation erhält, und der von den Eltern unterschrieben werden muß, mit der Bitte, ihn auf folgende Art zu unterschreiben „F. S., als Vater, Kobylin den u. den“ und ihn mir zuzusenden. Damit aber das nicht unbedeutende Postgeld theilweise erspart werde, können Sie nur einen Brief nebst dem Revers nach Bojanowo an einen meiner Kollegen, Graupner, der zu den Ferien nach Bojanowo reist, besorgen; dieser wird mir alles schon sicher einhändigen. Über 14 Tage werde ich Ihnen mit diesem Graupner einen Brief mitschicken und Ihnen in demselben die Zeit, wo Sie Ihren an mich gerichteten Brief nach Bojanowo hinbesorgen können, näher angeben. — Die Umgebung gefällt mir sehr gut, denn meine Kollegen sind fast alle schon erwachsen und vernünftige Leute.

Meine Kleidungsstücke befinden sich nur nicht in bestem Zustande, denn damit ich bis Michaeli über's Jahr mit meinen Röcken ausreiche, muß ich mir jetzt den schlechten Tuchrock durchaus wenden lassen; auch müssen die alten 2 paar Stiefeln nothwendig besohlt werden. Da ich aber bis Michaeli mit dem Gelde, welches ich bekomme nur nothdürftig auskomme, so bitte ich Sie, liebe Eltern, mir zur Bestreitung dieser Ausgaben doch einige Thaler mitschicken zu wollen, indem ich Ihnen aufrichtig verspreche, auch künftig für solche Ausgaben selbst zu sorgen. Überhaupt können Sie davon fest überzeugt sein, daß ich nicht leichtsinnig bin, und daß Nichts, was Sie mir zufließen lassen, verloren, oder unnütz angewandt ist.

Über 14 Tage werde ich Ihnen hoffentlich wieder und zwar, wie schon gesagt, mit dem Graupner schreiben.

Ich freue mich schon sehr, nächstens zu erfahren, wie Sie, liebe Eltern, sich befinden, was die lieben Geschwister, der Großvater und sonst alle Freunde machen. Indem ich Sie alle der göttlichen Vorsicht empfehle und wünsche, daß ich Sie über 5/4 Jahre alle gesund und wohl antreffe, grüße ich Sie herzlich und verbleibe

Ihr
dankbarer Sohn
R. S.

48000 Kilometer im Segelboot!

Junger Amerikaner vor der letzten Etappe dreijähriger Weltrundfahrt.

Der junge Amerikaner Dwight Long ist auf einer Weltreise im Segelboot nach Zurücklegung von 48000 Kilometern jetzt im Hafen von Brest eingetroffen. Er will von dort die letzte Reisestrecke über den Atlantik zurück nach USA in Angriff nehmen.

Dwight Long verließ mit 21 Jahren die Universität in Washington, nachdem er zwei Jahre dort studiert hatte. Er hatte in den Hörsälen nichts gefunden, was ihn irgendwie stärker interessieren konnte. Deshalb beschloß er, die unergiebige Beschäftigung auf der Universität aufzugeben. Er hatte etwas Geld. Nicht übermäßig viel. Aber es reichte gerade aus, um ein kleines, noch nicht einmal ganz 10 Meter langes Segelboot zu kaufen. Das tat er. Er nahm einen Freund und seinen Hund mit hinein und segelte dann von der Pazifischen Küste der Vereinigten Staaten westwärts ins Ungewisse. Das erste Ziel sollte Honolulu sein. Er hatte, nach Vollendung der Ausrüstung seines kleinen Schiffchens kaum noch Geldmittel zur Verfügung, aber er hatte sich Empfehlungsbriefe vom Bürgermeister von Seattle und einer Zeitung dieses Ortes mitgeben lassen und meinte, damit würde er schon durchkommen.

Die Reise nach Honolulu muß nicht gerade einfach gewesen sein. Der Freund verlor jedenfalls doch den Geschmack an der Sache und beschloß, auf bequemeren Weg möglichst rasch nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren. Long mußte auch einen längeren Aufenthalt nehmen, da er in den heißen Woche der Überfahrt so furchtbar unter Sonnenbrand gelitten hatte, daß er ernstlich krank geworden war. Aber nach einigen Wochen im Hospital war er wieder gesund. Er sah sich den Film „Meuterei auf der Bounty“ an, griff sich einen kleinen 15 Jahre alten Eingeborenenjungen, Timi, auf und ging wieder an Bord. Timi konnte nicht ein Wort englisch sprechen, und es dauerte mehrere Tage, bis Long ihm den Unterschied zwischen Ja und Nein beigebracht hatte. Timi kannte kein elektrisches Licht, hatte noch nie ein Auto, noch nie einen Film gesehen. Man kann sich also denken, daß die Reise, die er nun mitmachen sollte, für ihn ein Erlebnis voller Wunder werden mußte.

Auf dem Wege von Samoa nach Auckland kam das Schiffchen in einen furchtbaren Orkan. Der Vordermast brach in zwei Stücke. Der Hund wurde über Bord gespült. Trotzdem hielt sich das Schiff brav und nach einigen Monaten kam man auch glücklich in Auckland an.

Es waren zunächst ausgiebige Instandsetzungs-Arbeiten notwendig. Inzwischen konnten Long und Timi Bekanntschaft mit den wilden Stämmen Neuguineas machen. Dann ging die Reise weiter. Sie gelangten ziemlich ungefährdet nach Singapore und von dort nach Colombo. Eine Wunderfahrt. Timi durfte auf einem Elefanten reiten. Aber die Seefahrt war ihm doch wohl schlecht bekommen, denn während des Aufenthalts in Colombo starb er an Lungenschwindsucht. Long mußte allein weiter segeln. Die Fahrt durch das Rote Meer wurde der gefährlichste Teil der Reise wegen der vielen Riffe. An der Küste von Djibuti lagen mehr als 200 Skelette, die sterblichen Überreste von Seeleuten, die Schiffbruch erlitten und angespült worden waren.

Von Port Said nach Malta brauchte Long drei Wochen. Die spanische Küste mied er wegen der Minengefahr. Nur in Gibraltar nahm er kurzen Aufenthalt. Und dann ging es durch die Biscaya nach Brest. Dort ist Long jetzt eingetroffen, nachdem er in drei Jahren 48000 Kilometer mit seinem gebrechlichen Boot über die Ozeane zurückgelegt hat.

Polens beste Leichtathleten.

Die größte polnische Sportzeitung, der Przegląd Sportowy“ bringt in ihrer letzten Ausgabe eine Zusammenstellung der besten polnischen Leichtathleten unter Berücksichtigung der am letzten Sonntag bei den Bezirksmeisterschaften erzielten Ergebnisse.

Die polnische Zusammenstellung auf der auch die besten Leichtahtleten des Deutschtums von Polen (wie Luckhaus, Turczyk, Schneider u. a.) zu finden sind, ist in mancher Hinsicht sehr aufschlußreich. Sie zeigt deutlich, wie einmal die Leichtathletik in Polen gute Fortschritte macht, wie sie aber auf der anderen Seite auf den meisten Gebieten noch wei. davon entfernt ist, Vergleiche mit der Weltklasse auszuhalten. Ein Noji und ein Kucharski sind ja große Einzelgänger und kein Maßstab für die Gesamtleistungen, um die es sich in diesem Falle handelt. Immerhin aber dürfte Polen heute bereits den meisten seiner Nachbarländer auf leichtathletischem Gebiet weit voraus sein.

Die Zusammenstellung ergibt folgendes Bild:

100 Meter		
	Popek	10,8
	Danowski	10,8
	Górczyński	10,9
200 Meter		
	Popek	22,6
	Testorowski	22,8
	Dunecki	22,8
400 Meter		
	Sliwak	50,0
	Kucharski	50,7
	Biniakowski	50,9
800 Meter		
	Kucharski	1:53,8
	Gassowski	1:57,9
	Maszewski	2:00,1
1500 Meter		
	Kucharski	4:03,9
	Soldan	4:05,2
	Kramek	4:06,8
5000 Meter		
	Noji	15:15,0
	Duplicki	15:29,2
	Wirkus	15:29,8
10 000 Meter		
	Wirkus	32:37,4
	Noji	32:44,2
	Rußlewski II	33:38,6
110 Meter Hürden		
	Niemiec	15,5
	Haspel	15,5
	Pajsker	16,0
400 Meter Hürden		
	Maszewski	56,6
	Kostrzewski	57,3
	Gassowski	57,7
4×100 Meter		
	AZS-Posen	44,6
	Cracovia	45,0
	AZS-Lemberg	45,1
4×400 Meter		
	AZS-Warschau	3:32,6
	Stadion Chorzów	3:37,6
	Pogoń-Kattowitz	3:37,8
Hochsprung		
	Kalinowski	1,85
	Hoffmann K.	1,85
	Chmiel W.	1,82
Weitsprung		
	Hanke	7,31
	Nowak	7,22
	Hoffmann M.	7,11
Dreisprung		
	Hoffmann M.	14,68,5
	Luckhaus	14,47
	Hoffmann K.	14,40
Stabhochsprung		
	Schneider	4,025
	Klemczak	3,81
	Maciaszczyk I	3,635
Diskus		
	Gierutto	45,49
	Miller	42,55
	Hoffmann K.	42,49,5
Kugel		
	Gierutto	15,17
	Tilgner	14,88
	Pabis	14,31
Speer		
	Lokajski	63,90
	Turczyk	62,62
	Manugiewicz	58,24

Warum mußte Mariechen sterben?

Es gibt Dinge im Leben, die ewig Geheimnis bleiben, es ist unmöglich, sie aufzuklären, es gelingt nicht, trotz aller Mühe!

Zu diesen durchaus dunklen Angelegenheiten gehört beispielsweise der Tod Mariechens.

Als ich fünf Jahre alt war, ging ich jeden Morgen mit meinem Kinderfräulein in den Tiergarten. Wir wanderten einträchtig nebeneinander zu einer bestimmten Bank, auf der sich regelmäßig eine Anzahl anderer Kinderfräulein mit ihren Schützlingen einfand. Während die Fräulein Handarbeiten machten und schwatzten, spielten wir Kinder Kreisspiele. Wir spielten: „Ziehet durch, ziehet durch, durch die gold'ne Brücke —“ und „Wenn wir fahren auf der See —“. Wir spielten auch „Mariechen saß auf einem Stein!“

Kennen Sie dieses Lied? Ich glaube es sicher, aber für die, die es nicht kennen sollten, sei es noch einmal wiederholt!

1. Vers:

Mariechen saß auf einem Stein, einem Stein, einem Stein.
Mariechen saß auf einem Stein, einem Stein!

2. Vers:

Sie kämmte sich ihr goldnes Haar, goldnes Haar, goldnes Haar.
Sie kämmte sich ihr goldnes Haar, goldnes Haar!

3. Vers:

Mariechen warum weinest du? usw.

4. Vers:

Ich weine, weil ich sterben muß, usw.

5. Vers:

Mariechen kam ins Himmelreich . . .

6. Vers:

Mariechen ward ein Engelein . . .
Bums, aus!

Mir gefiel die Sache nicht recht. Ich hätte es lieber gesehen, wenn Mariechen am Leben geblieben wäre, ich hielt nichts vom Sterben, seit mein kleiner Hund, den ich sehr liebte, eines Tages steif und stumm in seinem Körbchen gelegen hatte und man mir auf meine verzweifelte Frage erklärte, daß er tot sei.

Wenn aber Mariechen schon sterben mußte, so wollte ich wenigstens genau wissen, warum und wieso.

Ich begann meine Nachforschungen bei meinen Spielgefährten. Aber sie wußten es nicht, auch schienen sie mir in bedauerlicher Weise uninteressiert an dieser brennenden Frage. (Eine Beobachtung, die ich leider später noch häufig bei meinen Mitmenschen machen mußte, wenn ich mich bemühte, allen möglichen Dingen auf den Grund zu gehen).

Danach versuchte ich, mein Kinderfräulein für den Fall zu interessieren, auch sie legte keinen übermäßigen Eifer an den Tag.

Ob Mariechen denn krank gewesen sei, drang ich in sie, und wenn ja, warum man nicht den Onkel Doktor geholt hätte?

Das Fräulein, etwas betroffen durch meine Dringlichkeit, versuchte mich abzulenken, als ihr das nicht gelang, gab sie zögernd zu, daß Mariechen vermutlich krank gewesen sei, und daß ihr offenbar auch der Onkel Doktor nicht habe helfen können.

Aber ich wünschte zuverlässige Auskünfte und keine vagen Vermutungen. Ich ging zu der nächsthöheren Instanz nach dem Fräulein, an die höchste, die es überhaupt gab, zu meiner Mutter.

Jedoch auch von ihr erfuhr ich nichts Positives, auch hier handelte es sich nur um Vermutungen.

Nachdem ich noch versucht hatte, mit unserer alten Köchin über den Fall zu sprechen, gab ich es auf.

Der Sommer war fast vorüber. Im Winter wurden andere Spiele gespielt. Und so geriet Mariechen für den Augenblick in Vergessenheit.

Aber heute noch, nach Jahrzehnten, geht sie zuweilen meteorartig durch meine Träume, und ich frage mich wieder und wieder: Warum mußte dieses Mädchen so völlig grundlos, so sang- und klanglos sterben, nachdem es doch eben noch auf einem Stein gesessen und sein goldenes Haar gekämmt hatte

Man stelle sich die Situation vor!

Ein junges, schönes Mädchen, auf einem Stein sitzend, eben noch anscheinend zukunftsfroh mit der Pflege seiner Haare beschäftigt, bricht plötzlich in Tränen aus! Selbstverständlich, daß alles bestürzt nach dem Grunde fragt. Worauf Mariechen so mir nichts, dir nichts erwidert: „Ich weine, weil ich sterben muß!“

Schauderhaft geradezu, wenn eine junge Person, die sich augenscheinlich der besten Gesundheit erfreut, einem urplötzlich solche Dinge ins Gesicht schleudert!

Oder fühlte sich Mariechen damals schon schlecht? War sie vielleicht krank?

Hatte ihr Geliebter sie verlassen, wußte sie, daß sie nunmehr an gebrochenem Herzen zu sterben hätte?

Dabei hat sie es offenbar nicht gern getan, sonst hätt' sie doch nicht geweint.

Rätsel über Rätsel!

Was mag hier vorgegangen sein? Welche Tragödie mag sich in Mariechens Leben abgespielt haben?

Niemand konnte diese Frage beantworten. Bis ich eines Tages auf ein Buch stieß. Es war ein dickes, höchst gelehrtes Buch. Es beschäftigte sich mit der Aufklärung des Ursprungs und des Inhalts alter Kinderlieder und Märchen und ich wagte meinen Augen kaum zu trauen — es war in diesem Zusammenhang auch von Mariechen die Rede.

Möglicherweise, schrieb der Verfasser, habe man es hier mit einem Naturmythos zu tun! Möglicherweise verkörperte die Gestalt Mariechens den Frühling, der ja dem Wechsel der Jahreszeiten weichen, also sterben müsse. Der Schluß, der davon spreche, daß Mariechen nach ihrem Ableben ein Engelein werde, sei offenbar jüngeren Datums, und ein Zugeständnis, das man der Kinderwelt gemacht habe. Wenn man ihn nicht auf das Weiterleben Mariechens, d. h. auf die Auferstehung des Frühlings im kommenden Jahr beziehen wolle. Doch sei dies immerhin eine gewagte Annahme, von der er, der Verfasser, lieber absehen wolle.

Diese Erklärung erschien mir in gewisser Weise einleuchtend und doch befriedigte sie mich nicht recht, denn wird meine kleine Tochter diese gelehrten Dinge verstehen, wenn sie eines Tages zu mir kommt und fragt: Du, Mami, warum mußte Mariechen sterben

L. S.